

Petra Zwaka

Kompetenztraining im Museum

Erfahrungen aus der eigenen Praxis mit Kindern und Jugendlichen

Am Tag, als ich mit dem Konzept für diesen Vortrag begann, fragte eine der großen Berliner Tageszeitungen einmal mehr: "Gewalt und Rassismus - was können Schulen dagegen tun? Ausgangspunkt war diesmal eine Fachtagung des Berliner Landesinstituts für Schulen und Medien zum Thema "Gewalt, Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit in der Schule". In der gleichen Ausgabe fand sich der Beitrag: "Vom Problem der Lehrer, Schüler zu interessieren". Jeder fünfte Jugendliche in Deutschland, soll 1997 eine Umfrage ergeben haben, wisse nicht, was Auschwitz sei. Was kann da Schule leisten? Die Umfrage ist längst als unseriös enttarnt worden - nur 88 Jugendliche wurden befragt - aber sie dient immer wieder dazu, Pädagogen anzuhalten, ihr professionelles Selbstverständnis zu überprüfen.

Die Zunahme von Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus in unserer Gesellschaft und die empfundene Ohnmacht scheinen derzeit das unmittelbarste Argument für Forderungen an die Pädagogik zu liefern. "Der Ruf nach "Werteerziehung" kommt nicht von ungefähr," so der Pädagoge Hartmut von Hentig, "und er kommt von vielen, recht verschiedenen Autoritäten." (1)

Ich möchte in meinem Beitrag die aktuelle Debatten über Gewalt, Rassismus und Werteverlust zum Anlass nehmen, die Zuständigkeit der Museen und der Museums-pädagogik für dieses weite Feld zu prüfen, um gleichzeitig über Maßstäbe nachzudenken, die ihr an die Hand gegeben werden könnten.

Museen und Gegenwart

"Museen sind Orte, an denen sich gesellschaftliche Realität (...) spiegelt, im besten Fall auch bildet".² Dass dies auch von Museologen und Museumspädagogen so wahrgenommen wird, bestätigen die Diskurse über neue Führungskonzepte, neue Methoden, neues Publikum. Die Suche nach neuen Kommunikationsformen im Museum steht auch in engem Zusammenhang mit den veränderten Rezeptionsgewohnheiten der Besucher, vielleicht auch mit deren veränderten Lebensrealitäten. Das Leben macht vor den Türen des Museums nicht halt.

Aber müssen sich Museen deshalb gleich verantwortlich fühlen für die Bewältigung gesellschaftlicher Probleme? Ist ihr Fundus an historischem Wissen, an Ausstellungen und Vermittlungsformen überhaupt geeignet, sich in gesellschaftliche Konflikte einzuschalten, und dies nicht als "Rettungsdienst im Notfall", - mehr Kulturangebote, wenn es "brennt" - sondern kontinuierlich in dem begrenzten Handlungsfeld, in dem Museen definiert sind und das sie immer neu abstecken müssen?

Und wie stehen wir zum altbekannten Einwand, die Museumspädagogik werde dadurch mit einem therapeutischen Ansinnen belastet, das mit den eigentlichen Aufgaben eines Museums nichts mehr zu tun habe. Wäre es nicht angemessener, sich auf die klassischen Aufgaben - das Sammeln und Bewahren, das Forschen und Vermitteln - beschränken?

Sind Museen darüber hinaus Orte, an denen Kompetenzen vermittelt werden können? Kompetenzen, die nicht Wissenserwerb im engeren Sinne meinen, sondern Fähigkeiten und viel-

leicht auch Fertigkeiten, die dazu dienen, vergangene und gegenwärtige Wirklichkeiten zu verstehen mit dem Interesse, die Zukunft anders zu gestalten.

Ich möchte an dieser Stelle eine Aktion in Erinnerung rufen, die - so hoffe ich zumindest - die Berliner Museumskollegen noch nicht vergessen haben. Fast genau vor 10 Jahren haben die rassistischen Übergriffe auf Asylbewerberheime und die eklatante Zunahme der Diskriminierungen von Ausländern die Öffentlichkeit schon einmal erschüttert.

Spontan hat sich damals die Initiative "Museen gegen Fremdenhass" gegründet. Über alle institutionellen Grenzen hinaus haben kleine und große Museen sich gemeinsam engagiert und Aktionen, Treffen und Diskussionsforen veranstaltet. Der Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen hat damals eine eigene Veranstaltungsreihe durchgeführt, an der 18 Museen beteiligt waren. Unter dem Titel "Fremd in Berlin" haben wir über vielfältige Angebote in den Berliner Bezirken mit der lokalen Bevölkerung das Gespräch gesucht. Im Postverkehr wurde nicht ohne Widerstände der Stempel "Museen gegen Fremdenhass" durchgesetzt, heute nehmen wir die davon abgewandelten Formen kaum noch wahr. So schnell scheinen sich öffentliche Aktionen abzunutzen.

Für das Schöneberg Museum, einem von 23 Berliner Heimatmuseen, deren erklärtes Ziel es ist, regionales Kulturgut zu sammeln, zu bewahren, zu erforschen und zu vermitteln, bildeten die Ergebnisse und positiven Erfahrungen der Aktionen "Museen gegen Fremdenhass" der Grundstein für die Konzeption unseres heutigen Jugend Museums.

Unser Beitrag waren seinerzeit mehrtägige Werkstattprojekte unter dem Stichwort "Gewalt und Ausgrenzung in der Geschichte". Ausgehend von historischen Fallbeispielen aus dem Archiv unseres Museums und mit Methoden aus der Museums-, Theater - und Medienpädagogik haben wir Kinder und Jugendliche dabei unterstützt, die eigene Situation ins Verhältnis zu einer vermittelten historischen Erfahrung zu setzen. Im Rahmen dieser Reihe entstanden eine Theateraktion zum Thema "Fremd in Schöneberg - Böhmen und Schöneberger im 18. Jahrhundert, eine Ausstellung und ein Film zum Thema "Ausgrenzung" - Juden und Nicht-Juden am Werner-Siemens-Realgymnasium sowie ein Hörrundgang durch das Bayerische Viertel zum Thema "Judenverfolgung"

Diese Angebote waren eng mit der Projektmethode verbunden, in deren Zentrum die Tätigkeit des "Geschichte machens" stand. Dabei ging es nicht um die Vermittlung abfragbaren historischen Wissens, sondern darum, den Prozeß der Geschichtsproduktion durch aktive Teilnahme transparent zu machen.

Wir haben uns damals für eine spezielle Zielgruppenarbeit mit Kindern und Jugendlichen entschieden und begannen dann, an der Konzeption eines Jugend Museums zu arbeiten. Eines Jugend Museums, das sich einerseits seiner "musealen" Aufgaben sehr wohl bewußt war, gleichzeitig aber auch Verantwortung übernehmen wollte für Dinge, die nicht so einfach faßbar und ausstellbar sind, für Gedanken und Ideen wie die vermeintlich obsolet gewordenen Werte, die achtlos in unserer Gesellschaft beiseitegeschoben werden.

Kenneth Hudson hat festgestellt, daß es fast unmöglich sei, ein Museum auf eine Weise zu definieren, die universell annehmbar ist. Dies zu versuchen sei "so schwierig und vermutlich sinnlos wie die Suche nach einer zufriedenstellenden Definition eines Hundes. Das Museum ist ständiger Modifikation unterworfen. Sobald eine mögliche Beschreibung in Sichtweite gerät, werden sicherlich gleich vernünftige Einwände dagegen gefunden. 'Museum' hat sich nicht als stabiles Konzept erwiesen. Es ändert sich wie sich die Gesellschaft selbst ändert." (3)

Wer im Museum mit jungen Menschen arbeitet, wird ganz unmittelbar mit Veränderungen in unserer Gesellschaft konfrontiert. Ich setze den Begriff "arbeiten" hier bewußt, denn Kinder und Jugendliche gehören noch nicht zum Stammpublikum der Museen. Sie müssen es erst werden, wir müssen sie umwerben. Vormittags kommen sie verordnet über Schule, Kitas oder andere Bildungseinrichtungen. Da sind sie ganz besonders gefürchtet und haben schon so manche Museumsaufsicht an den Rande des Nervenzusammenbruchs gebracht. Nachmittags kommen sie etwas ruhiger im Schlepptau von Eltern und Großeltern.

Insbesondere bei längerdauernden Museumsbesuchen, bei denen die jugendlichen Gäste nicht nur durch die Ausstellung geschleust werden, sondern mehr Zeit für Gespräche, Ausprobieren und Fragen ist, wird aber deutlich, wie ernsthaft Kinder und Jugendliche sich auch mit einem historischen Gegenstand beschäftigen können, welche Fragen sie bewegen, warum es manchmal einfacher ist, an einem Beispiel aus der Geschichte über aktuelle Probleme nachzudenken oder eigene Gefühle aus der Gegenwart zu formulieren. Wer also mit jungen Menschen im Museum arbeitet, sollte ein klares Bewußtsein von den Bedingungen und Problemen haben, die sie in ihrem Alltag bewältigen müssen. Denn die tragen sie immer im Gepäck, wenn sie ins Museum kommen

Wir haben vor einiger Zeit ein Projekt durchgeführt, in dem es um das Thema "Familie" ging - Formen familiären Zusammenlebens in der Vergangenheit, Familien heute. Die Einblicke, die wir dabei in aktuelle Nöte der Kinder bekamen, haben ungewohnte Anforderungen an uns gestellt, die weit über die Kompetenzen von Museumspädagogen hinausgehen. Aber liegt in der Verbindung von Geschichte und Gegenwart nicht auch eine Chance, in Fallbeispielen aus der Geschichte Handlungsalternativen kennenzulernen, sie zum Beispiel im Spiel probeweise zu erfahren, um die Erlebnisse dann wieder auf die eigene Situation im Heute zu übertragen?

"Pädagogik ist nicht dazu da, - und hat dieses in ihrer Geschichte auch nicht gelernt, die Welt in Ordnung zu bringen oder gar zu verbessern. Sie hilft vielmehr der kommenden Generation, in ihre Kultur hinein zu wachsen und diese zu verstehen". Diesen Gedanken formuliert Hartmut von Hentig ein erfahrener Pädagoge außerhalb des Berufsfeldes Museum in seinem neuen Buch "Ach, die Werte!" (4)

Als ich den Satz das erste Mal las, habe ich gedacht - das könnte auch unserer Museumsarbeit mit Kindern und Jugendlichen eine Richtung weisen. Die kommende Generation auf die Zukunft vorzubereiten, sie dabei zu unterstützen, in ihre Kultur hinein zu wachsen. Aber was

bedeutet "Kultur" - in der grammatikalischen Singularform - für unsere konkrete Museumsarbeit, wenn ich eine Schulklasse in unserem Hause zu Gast habe, in der sich Kinder aus 9 Nationen befinden? Was meint "ihre Kultur", wenn von 20 Kindern nur 10 ein Frühstücksbrot dabei haben? Wie verhalte ich mich, wenn sich in einer Gruppe von 15 Jugendlichen die verschiedenen Jugendkulturen wie Skins und Hippies, Heavys und Technos, Rechte und Linke unversöhnlich einander gegenüber stehen? Und wie anders erlebe ich den kulturellen Hintergrund von Kindern aus dem sozialen Brennpunkt Schöneberg-Nord oder aus dem bürgerlichen Friedenau. Bilden sie eine kulturelle Gemeinschaft?

Ich möchte hier nicht die Debatte um die "deutsche Leitkultur" aufgreifen, die wird andernorts zur Zeit vehement ausgetragen. Aber ich denke, Museen sollten hier selbstbewußt Stellung beziehen und sich ihrer "Mittlerfunktion" zwischen den verschiedenen Kulturen bewußt werden, wie es der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Klaus-Dieter Lehmann für die Museumsinsel und die dort versammelten europäischen und in Zukunft außereuropäischen Kulturen formuliert hat.

Das Museum und sein Umfeld

Als Leiterin eines kommunalen Jugend Museums mitten im innerstädtischen Bezirk Schöneberg, in dem 1/4 aller Bewohner nicht-deutscher Herkunft sind und die Arbeitslosenquote in manchen Wohngegenden 20% - übersteigt - stellt sich mir die Frage nach der Übernahme von Verantwortung für gesellschaftliche Realitäten und Veränderungsprozesse in ganz besonderem Maße.

Nicht weit von unserem Museum liegt ein sogenanntes "Wohnquartier mit besonderem Entwicklungsbedarf": der Schöneberger Norden, eines von 15 Quartieren in Berlin, die in einem Grundlagenpapier des Berliner Senats als Gebiet im Niedergang und ohne Zukunft bezeichnet werden, wo sich Probleme wie Ghettobildung, Ausgrenzung und Verslumung, Verfall der gesellschaftlichen Bezüge und Entsolidarisierung häufen. Zur Bewältigung der drängendsten Probleme wie Verschmutzung, fehlende Sicherheit und Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Drogenhandel wurde ein Quartiersmanagement aus der Taufe gehoben. EU-Mittel fließen und sollen unter Mitwirkung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen mehr Lebensqualität beschaffen, um eine weitere Abwanderung einkommensstärkerer Bevölkerungsschichten zu verhindern.

Vor knapp zwei Jahren traf sich im Schöneberg Norden der sogenannte Präventionsrat, das erste regionale Forum, auf dem über die Zukunft des sozialen Brennpunktes diskutiert werden sollte. Über 150 Menschen waren der Einladung der Bezirksbürgermeisterin Elisabeth Ziemer (Bündnis 90 / Die Grünen) gefolgt; es kamen Anwohner/innen und Gewerbetreibende aus der Umgebung, Vertreter von Wohnungsbaugesellschaften, der Berliner Verkehrsbetriebe, der Stadtreinigung, der Polizei, Politiker und Verwaltungsfachleute aus den Bereichen Soziales, Bau, Jugend und Kultur.

Dass auch Vertreter von Kultureinrichtungen, die seit Jahren im Bezirk arbeiten, eingeladen wurden, werteten wir als ein wegweisendes Zeichen. Allzuoft wird Kulturarbeit für verzicht-

bar erklärt, vor allem in Zeiten knapper Haushaltsmittel als "Kür von der Pflicht" getrennt. Aber hier schien ein Bewußtsein darüber zu bestehen, dass zur Lebensqualität in der Stadt qualifizierte kulturelle Angebote ebenso gehören wie die Instandhaltung von Häusern und Straßen.

Das Jugend Museum Schöneberg hatte sich zu dieser Zeit im Bezirk mit seiner Museumsarbeit für die Zielgruppe Kinder und Jugendliche bereits einen Namen gemacht.

Das Jugend Museum Schöneberg

1995 haben wir dieses Haus mit dem Anspruch eröffnet, jungen Menschen über die Auseinandersetzung mit Geschichte zu einem Verständnis ihrer selbst und ihrer Umwelt zu verhelfen und sie zu ermutigen, Respekt gegenüber Menschen und Dingen und gegenüber sich selbst zu entwickeln.

Wir wollten mit Arbeits- und Darstellungsformen experimentieren, die thematisch um die Frage gruppiert sind, wie es möglich ist, die oft beklagte Gleichgültigkeit gegenüber der gegenständlichen Umwelt, gegenüber der eigenen Geschichte und der eigenen Zukunft aufzuheben.

Wir, das ist ein Team aus Museums-, Theater-, Medien und Kunstpädagogen, Künstler und Ausstellungsarchitekten, die kontinuierlich an der Weiterentwicklung unseres Konzepts arbeiten. Die meisten sind freie Mitarbeiter/innen oder Zeitzäfte, die seit Jahren mit unserem Haus verbunden sind. Und das Gute ist: Sie haben trotz der vielen Kinder und Jugendlichen den Spaß an der Arbeit und an der Entwicklung neuer Ideen nicht verloren. Der Virus "Jugend Museum" hat alle gleichermaßen erfasst.

In den vergangenen fünf Jahren entwickelten wir ein Konzept von Ausstellungen, Projekt- und Veranstaltungsfolgen, das jungen Menschen eine lustvolle und ernsthafte Begegnung zugleich mit Geschichte ermöglichen soll. Wir haben Räume geschaffen, in denen wir die Grundsätze unserer Arbeit - "Lernen aus Erfahrung", "Lust am Entdecken", künstlerisch-ästhetische Tätigkeiten und experimentelle Arbeitsweisen - umsetzen können.

Wir fördern Austausch und Begegnungen zwischen alten und jungen Menschen, wir halten die Arbeitsergebnisse von Projekten mit Kindern und Jugendlichen für ausstellungswürdig, wir bieten Foren, in denen Projektteilnehmer ihre Ergebnisse einer interessierten Öffentlichkeit präsentieren können. Diese Öffentlichkeit sind dann oft Eltern und Freunde, darunter viele, die noch nie in einem Museum waren.

Ich möchte an drei Beispielen mit Blick auf meine Ausgangsfragen verdeutlichen, wie wir die Grundsätze unserer Museumsarbeit praktisch umsetzen und was wir unter Kompetenzvermittlung in einem Jugend Museum verstehen. Gleichwohl will ich auch nicht die Grenzen verschweigen, die Beschränkungen, denen auch eine zeitgemäße Museumspädagogik unterworfen bleibt.

Beispiel 1: die Ausstellung "Wunderkammern-Wunderkisten"

Oder: Begegnung mit Dingen - Wertschätzung von Dingen

1997 haben wir eine Ausstellung eröffnet, die wir heute als das Herzstück unseres Jugend Museums bezeichnen. Sie ist täglich für Schulklassen und Gruppen am Vormittag geöffnet, nachmittags kann man an drei Tagen in der Woche alleine kommen.

In drei Ausstellungsräumen sind in 54 übermanngroßen gelben Transportkisten historische Objekte und Dinge der Alltagskultur und Stadtgeschichte arrangiert. Das Ausstellungskonzept nimmt die alte Idee der fürstlichen Kunst- und Wunderkammern auf, in denen seit dem Mittelalter die unterschiedlichsten Dinge zusammengetragen wurden in dem Versuch, über die Dinge die Welt zu begreifen.

Auch wir haben die Objekte nicht einfach hingestellt, in der Annahme, dass sie sich von alleine erschließen. Denn authentische Objekte "wirken ja nicht für sich selbst als Zeichen", wie es der Museologie Friedrich Waidacher formuliert, "sie sind Träger von individuellen Bedeutungen(...), sie müssen in einen Kontext eingebunden werden, der es dem Publikum überhaupt erst möglich macht, die Aussagen zu verstehen, die mit ihnen verbunden sind." (5)

Das Besondere und Ungewöhnliche an der Ausstellung sind in der Tat nicht einzelne herausragende Exponate, sondern die tabulose Vielfalt der Themen und die formale Präsentation. Die authentischen Objekte verschwinden hier nicht in Glasvitrinen, sondern sind in provisorisch wirkenden Transportkisten versammelt und auf unterschiedliche Art und Weise in Szene gesetzt. Der Besucher bekommt Einblick in ein thematisch orientiertes Objektensemble.

Da finden sich Kisten, die ungewöhnliche Sammlungen zeigen: "Warum sammelt Herr M. Staubsauger?" ist neben einem Arrangement von Staubsaugern aus mehreren Jahrzehnten zu lesen.

"Vor dem Müll gerettet - ein Hausmeister ruft das Museum an" ist die Überschrift einer anderen Kiste, die voller Pflanzentafeln, physikalischer Instrumente und ausgestopfter Vögel ist. Wer aufmerksam ist, entdeckt unter den ausgemusterten Schulmaterialien Gegenstände aus der deutschen Kolonialzeit, wie das Gehörn eines Kudu-Bullen oder einen afrikanischen Speer. Die beiden Ausstellungsarchitekten Peter Schultz-Hagen und Johanna Muschelknautz haben ein Präsentationskonzept entwickelt, das den Betrachter dazu ermuntert, die "Objekte zu lesen, wie wir Bücher lesen - um die Menschen und die Zeiten zu verstehen, die sie schufen, benützten und wieder ablegten", so Steven Lubar und David Kingery (6).

Über die Dinge die Welt begreifen: Wir erzählen entlang der 54 Kisten die Geschichte der Region mit ihren lokalen Besonderheiten. Wir greifen dabei Themen auf, die in engem Zusammenhang mit der Lebensumwelt der Kinder stehen, ohne sie zu verniedlichen und von den problematischen Seiten zu befreien.

So stehen Kisten mit Themen wie: Wohnen im 19. Jahrhundert im Vorder- und im Hinterhaus, das Wachsen der Stadt mit Gas, Wasser und Licht, selbstverständlich in einem Raum mit "anderen Lebensformen" wie die von Lesben und Schwulen, von Künstler/innen oder Einzelpersonlichkeiten wie Rosa Luxemburg. Kiste No. 33 erzählt anhand einiger weniger überlieferter Dokumente und Objekte die Geschichte einer Räuberbande von 1810, von denen zwei Brand-

stifter auf dem Scheiterhaufen endeten - die letzte Verbrennung in Preußen. Im Mittelpunkt steht die authentische Pfeife eines Bauern, die zur Verhaftung des Räuberhauptmannes führte. Ein dritter Raum stellt die Zeitgeschichte in den Vordergrund: Nationalsozialismus, Judenverfolgung, Krieg, soziale Bewegungen der 60er, 70er und 80er Jahre, Jugendkulturen heute.

Einige Kisten sind begehrt als andere. Die drei Kisten zum Thema TOD scheinen besonders interessant. "Was bleibt von den Menschen?" haben wir gefragt und regen mit einem echten menschlichen Skelett, einem tönernen Gefäß mit Asche aus der vor- und frühgeschichtlichen Zeit und der skelettierten Mäuseleiche in einer metallenen Falle zum Nachdenken an.

In der Kiste daneben kann man "dem Tod ins Gesicht schauen": Bearbeitete Fotografien des Künstlers Arnulf Rainer zeigen erstarrte Gesichter toter Menschen. Eine historische Aufnahme von 1910 stellt einen im privaten Kreis aufgebahrten toten Mann dar. Darunter ist die Totenmaske eines Prominenten angebracht. In der dritten Kiste des Ensembles geht es um Totenköpfe und das Sterben in anderen Kulturen, dargestellt am Beispiel von Totenkult-Objekten aus Mexiko.

Für viele Kinder ist der "Tod" ein Tabu-Thema, es scheint zur Welt der Erwachsenen zu gehören. Und es gibt offenbar wenig Gelegenheiten in der Familie oder in der Schule darüber zu sprechen. Das Museum kann ein Ort des Aussprechens sein, ausgelöst durch die Begegnung und Beschäftigung mit konkreten Dingen – aus der Vergangenheit, aber auch von heute. Wir haben es erlebt, dass Kinder zum ersten Mal ihre Trauer über ein verlorenes Familienmitglied mitteilen konnten, wir wurden auch mit den schrecklichen Erlebnissen von Flüchtlingskindern aus osteuropäischen Ländern konfrontiert, deren Lebensgeschichte in der Regel den meisten Mitschülern nicht bekannt ist.

Weil manche Themen dichter sind und deshalb die Präsentationen komplexer, haben wir weitere Möglichkeiten geschaffen, die Neugierde und manchmal auch das Wissen zu befriedigen. Als Pendant zu den großen Kisten oben finden sich im Museumskeller kleine gelbe Wunderkisten. Jede birgt wiederum authentische Objekte zum Anfassen und Untersuchen. Eine Inventarliste in der kleinen Kiste dient - wie in einem richtigen Archiv - der Orientierung und der Rücksortierung. Wer noch mehr wissen will, bedient sich eines eigens für Kinder und Jugendliche aufbereiteten historischen Archivs, das nach Stichworten aus der Alltags- und Kulturgeschichte sortiert ist. Hier finden sich nicht nur Begriffe, sondern auch Erklärungen von historischen Ereignissen und Zusammenhängen.

Die Ausstellungsbesuche am Vormittag dauern in der Regel 4-5 Stunden, Museums- und Theaterpädagoginnen begleiten die Kinder bei ihrer Forschungsreise. Je nach Interesse und Lust entscheiden die Kinder, ob sie eine ganz Kiste oder auch nur ein Objekt "zum Sprechen" bringen wollen. Wir legen viel Wert darauf, dass jedes Kind dabei eine individuelle Ausdrucksform für seine Erfahrungen bei der Museums- und Geschichtsarbeit findet. Die Schüler wählen aus verschiedenen Angeboten, entsprechend ausgestattete Werkstatträume bieten Entfaltungsräume für gegenständliche Tätigkeiten, Rollenspiele und Theater sowie eine mediale Artikulation für die Erlebnisse in der Ausstellung.

Tausende von Kindern haben die Ausstellung besucht. Für uns alle ist erstaunlich, mit wieviel Respekt und Vorsicht den vertrauensvoll dargebotenen Gegenständen begegnet und wie wenig zerstört wird. Dem "Reiz des Originals", dem größten Potential eines Museums, unterliegen offensichtlich auch Kinder. Viele, die am Vormittag im Museum waren, kommen nachmittags oder am Wochenende wieder. Dann zeigen sie die Ausstellung ihren Eltern oder Großeltern. Manchmal werden sogar eigene historische Objekte mitgebracht, die dem Museum als Leihgaben angeboten oder geschenkt werden.

Jugendliche, die das Jugend Museum im Rahmen von unseren Geschichtsprojekten kennengelernt haben, arbeiten gemeinsam mit Museumspädagogen am Nachmittag in der Ausstellung. Und für viele ist das "Job-Training" im Jugend Museum die erste bezahlte Arbeit in ihrem Leben.

Beispiel 2: Zivilcourage

oder: Begegnung mit Menschen - Respekt vor den Menschen

Ausgangspunkt des Projekts "Bäcker Wolf" war ein Aktenfund, der vor einiger Zeit in die Bestände des regionalhistorischen Schöneberg Archivs übernommen wurde. Ein sogenannter Entnazifizierungsantrag aus der unmittelbaren Nachkriegszeit dokumentiert die Geschichte eines Bäckers und sein Verhalten in der Zeit des Nationalsozialismus.

Der Fall: In der Barbarossastraße 61, einer kleinen Nebenstraße im Bezirk Berlin-Schöneberg, befand sich bis 1960 eine Bäckerei, deren Besitzer während der Zeit des Nationalsozialismus verfolgten Juden half, ihnen Brot zusteckte, gegen antijüdische Verordnungen wie das Verbot, Kuchen an Juden abzugeben, verstieß, der sich offen weigerte, diskriminierende Verordnungen an seinem Laden anzubringen. Aufgrund dieser Mitgliedschaft bekam er dann 1945 Probleme, sein Geschäft weiterzuführen.

Der aus diesem Grund notwendige amtliche Entnazifizierungsvorgang bietet das einzige Quellenmaterial zu diesem Fall. Der Bäcker selbst ist tot, Familienangehörige lassen sich nicht ermitteln. Aber die Akten sprechen auch für sich: Hier erläutert der Bäcker seine Motive für den Parteieintritt, und wenn dann noch Zweifel an seinen Aussagen bestehen, belegen unverdächtige jüdische und nicht-jüdische Zeugenaussagen seine Unterstützung für die Verfolgten. Was hat den Bäcker bewogen, so zu handeln? In welcher Situation lebten die Juden aus der Nachbarschaft? Wie haben Nicht-Juden reagiert?

Als Kooperationspartner für dieses "Jugendforschungsprojekt" wurden zwei Schöneberger Schulen gefunden, die jeweils eine Projektwoche im Jugend Museum verbringen und sich in unterschiedlichen Herangehensweisen mit dem "Fall Bäcker Wolf" auseinandersetzen sollten.

Die Grundschüler/innen einer 6. Klasse haben die Geschichte des Bäckers minutiös aus verschiedenen Blickwinkeln untersucht und ausführlich nach den Hintergründen gefragt. Das Geschäft des Bäckers hatte in der gleichen Straße gelegen, in der sie heute zur Schule gehen. Das ermöglichte ihnen, Recherchen direkt vor Ort zu machen, in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld.

Vier Wochen zuvor hatte die Klasse unter der Anleitung des Jugend Museums einen öffentlichen Aufruf in Presse und mit Zetteln vor Ort gestartet, um Zeitzeugen zu finden. Die Resonanz war positiv, die Kinder besuchten Zeitzeugen im Seniorenheim oder machten Interviews auf dem Winterfeldtmarkt. Vorher und nachher arbeiteten sie mit den historischen Unterlagen des Schöneberg Archivs. Die Ergebnisse ihrer Nachforschungen dokumentierten sie in der Form einer Fernsehreportage - einem "historisch-politischen Magazin" - die der 12jährige Moderator der "Sendung " mit den Worten kommentierte: "So eine kleine staubige Akte und soviel drumherum."

Auf ganz andere Weise näherten sich die Jugendlichen eines Deutschkurses der Klasse 10 dem Fall "Bäcker Wolf". Sie nahmen die Akte zum Anlaß, sich mit den möglichen Handlungsmotiven des Bäckers und seiner Nachbarn auseinanderzusetzen. Hier ging es weniger um die historische Spurensuche, als um die Frage, was es bedeutete, in der Zeit des Nationalsozialismus Jude/Jüdin zu sein bzw. dazu gemacht zu werden? Was bedeutete damals für Nicht-Juden Zivilcourage?

Und natürlich ging es auch um die Gegenwart: Wie kann man heute ein stärkeres Gespür für die Wahrnehmung von Ausgrenzung und Diffamierung vermitteln, was heißt es heute - in einer demokratischen Gesellschaft - im Alltag Zivilcourage zu zeigen?

Mit Methoden aus der Theaterpädagogik wurden Jugendliche dabei unterstützt, sich in die Zeit von damals zurückzusetzen, die Möglichkeiten couragierten Verhaltens gegenüber den jüdischen Nachbarn zu diskutieren und sich selbst in der ein oder anderen Rolle handelnd auszuprobieren. Dazu mussten zunächst - auf der Grundlage der historischen Akten - verschiedene Personenskizzen entwickelt werden: der Bäcker und seine Frau, die jüdischen und die nicht-jüdischen Nachbarn, die Mitläufer und Weggucker.

Im Spiel sind die Jugendlichen Bürgerinnen und Bürger aus der Barbarossastraße, unter ihnen einige Juden; sie kommen bei Fliegeralarm in den Luftschutzkeller, wo Bäcker Wolf Luftschutzwart ist. Wie verhalten sich die Einzelnen, als eine Frau (Rolle einer Schauspielerin!) Wolf dazu auffordert, für eine Trennung der Juden von den anderen Leuten im Keller zu sorgen?

Hier wird im Detail erfahren, was so eine Zumutung an Reaktionen im Innern hervorruft, was man in Gedanken abwägt, zu welchen Reaktionen man neigt, welche Folgen man zu tragen bereit ist. Die Diskussion dieser Erfahrungen und die Wiederaufnahme des Spiels, um andere Handlungsvarianten zu erproben, ermöglichten es, machbare Formen des Widerstands - Listen, Strategien - zu entdecken und auszuprobieren.

Im letzten - zeitlich umfangreichsten - Teil des Projekts waren die Schüler/innen dann selbst herausgefordert, in Gruppen Szenen für einen eigenen Film zum Thema "Zivilcourage" zu entwerfen, diese in Form eines Drehbuchs verfilmbar zu machen, selbst die Rollen zu spielen und alle Kommentare zu entwerfen und zu sprechen.

Die Schülerinnen und Schüler entwickelten auf der Grundlage der gemachten Erfahrungen und weitergehender Archivstudien ein eigenes Drehbuch, in dem eine Konfliktsituation darge-

stellt wurde. Die Szenen zeigen eine ähnliche Situation aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven, die nicht nur mutiges Verhalten thematisieren, sondern auch die Perspektive der bedrohten jüdischen Bevölkerung zum Gegenstand haben. Fachfrauen für Kamera, Schnitt und Regie unterstützten die Realisierung.

Der Film wurde zwei Monate später zusammen mit der Produktion der Grundschule im November 1998 im Rahmen der "Woche der Brüderlichkeit", die jedes Jahr von der Christlich-Jüdischen Gesellschaft in Berlin durchgeführt wird, der Öffentlichkeit präsentiert. Alle Projektteilnehmer/innen waren eingeladen und kamen auch und - es war nicht zu übersehen - sie waren sehr stolz auf ihr Produkt.

Im Frühjahr 1999 wurde das Gesamtprojekt im Rahmen eines bundesweiten Wettbewerbs des Verlags Volk und Wissen zum Thema "Zivilcourage" mit dem Sonderpreis der Stadt Berlin ausgezeichnet.

Beispiel 3: Werte

Im letzten Jahr haben wir eine neue Reihe begonnen, wir haben sie "Gefühl und Werte" genannt. Sie verfolgt den Ansatz, zusammen mit Jugendlichen den vermeintlich verloren gegangenen Werten auf die Spur zu kommen. Christine Kernich, langjährige Theaterpädagogin an unserem Hause hat ihre Gedanken dazu so formuliert:

"Was ist aus den Werten geworden, die unsere Gesellschaft anscheinend verloren hat. Gehören sie ins Museum?. Manches, was aus dem heutige Leben verschwindet, findet seinen Platz in Ausstellungen über das FRÜHER. Aber vielleicht kann unser Museum auch achtlos beiseitegeschobene Dinge auf eine andere Weise aufheben: um sie wieder zurückzugeben in die Auseinandersetzungen des Heute und Morgen? So würden wir es gern verstehen, wenn wir gerade heute nach den Werten fragen. Wo sind sie? Was ist aus ihnen geworden Und wo gehen sie hin, formulieren sich neu? Wie stehen wir zu Begriffen wie RESPEKT - FAMILIE - FREUNDSCHAFT? Was verlieren wir, wenn wir Wörter und Begriffe verlieren? Und was gewinnen wir, wenn wir sie erneut befragen?"

"Respekt" war denn auch der erste Begriff, den wir in unserer Reihe "Gefühl und Werte" auf vielfältige Art und Weise und mit unterschiedlichen Mitteln verhandelten.

Wir haben ihn historisch betrachtet und erforscht – und wir haben ihn, in einem Workshop mit Kindern aus dem sozialen Brennpunkt "Schöneberger Norden, unmittelbar auf die Gegenwart bezogen. Mit Hilfe von Spiel und Theater führten Kinder zwischen 11 und 13 Jahren und aus 9 Herkunftsländern eine Untersuchung ihrer eigenen Lebenswelt durch, nahmen sich selbst und ihre Umwelt in den Blick, so als wären sie Erforscher einer fremden Kultur.

Sie formulierten eigene Meinungen und Wunschvorstellungen, die sie mit Hilfe eines kleinen Auftritts im Schöneberger Präventionsrat vorstellen wollten. Symbolisch überreichten sie der Königin von Schöneberg - einer Kunstfigur auf der Bühne - eine lange Liste mit Wünschen und Ideen, die ihre Lebensqualität erhöhen sollte.

Die Zusammenarbeit mit diesen Kindern gehört zu den wichtigsten und nachhaltigsten Erfahrungen der jüngsten Zeit: wir waren in einem Maß mit der alltäglichen Gewalt untereinander und mit Macht- und Unterdrückungsstrukturen konfrontiert, wie wir es bisher nicht kannten. Auf sehr eindringliche Weise haben diese Kinder uns in ihre Welt mitgenommen, eine harte Welt, die anders funktioniert, als jede halbwegs "heile". Dieses Projekt wurde für uns zur Aufforderung, uns selbst und unsere professionellen Qualitäten an der Wirklichkeit zu messen und herauszufinden, was wir tun könnten, die Hindernisse und Widerstände produktiv aufzugreifen und im Sinne der Kinder zu nutzen. Es ist der Anfang eines wichtigen Lernprozesses!

Wir haben zwar unsere Grenzen hier deutlich wahrgenommen, aber wir sagen nicht: in Zukunft lassen wir die Finger davon. Wir haben jetzt eher ein brennendes Interesse am Austausch mit anderen, die in anderen Museen, vielleicht auch in anderen Berufsfeldern ähnliche oder ganze andere Erfahrungen gemacht oder Methoden entwickelt haben .

Zum Schluß möchte ich noch einmal Hartmut v. Hentig zitieren, den Begründer der Bielefelder Laborschule, der sich in seiner Berufslaufbahn oft kritisch mit der Institution "Schule" auseinandergesetzt hat:

"Ich stelle mir vor: Die Schule tritt ein Drittel ihrer Zeit an Pfadfinder, Vereine, die Bündischen Jugendverbände, Sommerlager, outward bound schools und noch zu schaffende Institutionen ab, in denen die Kinder und jungen Menschen das erfahren, was die Schule ihnen vorenthält: die Gemeinschaft, die Natur, das Abenteuer, die Arbeit, die nützliche Tat für andere.

Bei den Kleinen wird es um einzelne Tage in der Woche, bei den Mittleren um mehrere Einheiten von zwei bis vier Wochen, bei den Großen um einen Block von mehreren Monaten im Jahr gehen, sagen wir zwölf Wochen "work-camp" und drei Wochen Ferien in der Zeit von Juni bis September.

Finanziert wird das Ganze durch die Einsparungen beim formalen Unterricht, der Schule also, und bei den Kosten, die die Gesellschaft sonst für Kriminalitätsbekämpfung, Jugendgefängnisse, Fürsorgeerziehung und Sozialpädagogik aufwenden muss." (7)

Als Leiterin dieses Jugend Museums wünsche ich mir, dass die Potentiale unserer Einrichtung noch viel mehr wahrgenommen und für die Mitgestaltung der gesellschaftlichen Entwicklungen genutzt werden. Indem wir uns selbst im Kontext kommunaler Kulturarbeit definieren, müssen auch wir uns aufgefordert fühlen, unsere Kompetenzen in öffentliche gesellschaftliche Debatten einzubringen und unsere Verantwortlichkeit als Kulturort wahrzunehmen.

Das Jugend Museum Schöneberg ist nicht auf der Suche nach wirksamen Mitteln gegen Jugendgewalt, Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Das wäre nicht nur unglaubwürdig, das ist auch nicht unsere primäre Aufgabe. Aber wir können ein Ort sein, der neben allem anderen eines bieten sollte: den Kindern und Jugendlichen ein Fenster öffnen in eine andere, unbekannte Welt.

Anmerkungen

(1)Hartmut v. Hentig , Ach, die Werte. Ein öffentliches Bewußtsein von zwiespältigen Aufgaben über eine Erziehung für das 21. Jahrhundert, München Wien 1999, S. 16

- (2) Jochen Boberg in: Experiment Heimatmuseum, Zur Theorie und Praxis regionaler Museumarbeit, hrsg. von O. Bätz, Udo Gößwald, Marburg 1988, , S. 13
- (3) Kenneth Hudson, zit. nach Friedrich Waidacher, Vom Wert der Museen, in: Museologie Online, 2. Jg., S. 2
- (4) Hartmut v. Hentig, a.a.O., S. 4
- (5) Friedrich Waidacher, Handbuch der Allgemeinen Museologie, Mimundus 3, Wissenschaftliche Reihe des Österreichischen TheaterMuseums, hersg. Von Oskar Pausch, 2. Ergänzte Auflage, Wien, Köln, Weimar 1996,
- (6) Friedrich Waidacher, Vom Wert der Museen, a.a.O., S. 5
- (7) Hartmut v. Hentig, a.a.O., S. 99

Vortrag anlässlich der Fachtagung „Neue Wege der Museumspädagogik“ im Jugend Museum Schöneberg, 2000